

(Nachdruck verboten.)

11

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Erstes Buch.

1.

Sie waren ein schöngeistig veranlagtes Ehepaar, und da sie das Geld hatten, künstlerische Neigungen zu pflegen, schriftstellerte er ein wenig, und sie malte. Sie spielten auch vierhändig und sangen Duette, wenigstens hatten sie das in der ersten Zeit ihrer Ehe getan; jetzt besuchten sie um so fleißiger Konzerte und die Oper. Ueberall, wohin sie kamen, gefielen sie; sie besaßen Freunde, man nannte sie „scharmante Leute“, und doch fehlte ihnen etwas zum Glück — sie hatten keine Kinder.

Und sie würden wohl auch keine mehr bekommen, waren sie doch nun schon über die Zeit hinaus verheiratet, in der einem die Kinder geboren werden.

In unbewachten Augenblicken, wenn er in seinem Bureau am Schreibtisch saß, besonders aber, wenn er auf seinen Ritten, die er, teils seiner Gesundheit wegen, teils noch aus Liebhaberei von der Kavalleristenzeit her, in die weitere Umgebung Berlins machte, märkische Dörfer passierte, wo auf sandigen Straßen Scharen von kleinen Flachsköpfen sich tummeln, seufzte er wohl und zog die Stirn in Falten. Aber er ließ es seine Frau nicht merken, daß er etwas vernistete, denn er liebte sie.

Sie aber konnte sich nicht so beherrschen; je höher die Zahl ihrer Ehejahre stieg, desto nervöser wurde sie. Ohne Grund war sie zuweilen gereizt gegen ihren Mann; über die Geburtsanzeigen in der Zeitung sah sie mit einer gewissen Scheu beharrlich weg, und fiel doch einmal ihr Blick auf: „Die glückliche Geburt eines Knaben zeigen hochehrent an“ und so weiter, so legte sie hastig das Blatt hin.

Zu früher hatte Käte Schlieben allerlein niedliche Kinder-sachen gestrickt, gehäkelt, gestickt, genäht, — sie war ordentlich berühmt wegen der Zierlichkeit ihrer mit blau und rosa Band ausgeputzten Erstlingsjäckchen, jede ihrer jungverheirateten Bekannten erbat von ihr solch ein Wunderwerk — nun hatte sie diese Art von Handarbeit endgültig aufgegeben. Sie hoffte nicht mehr. Was half es ihr, daß sie ihre Zeigefinger in die winzigen Aermelchen des Erstlingsjäckchens steckte und, es so vor sich hinhaltend, dieses mit träumerischem Blick lange, lange ansah? Es machte ihr nur Pein.

Und die Pein ward doppelt fühlbar in jenen grauen Tagen, die ohne Grund plötzlich da sind, die auf leisen Sohlen auch mitten im Sonnenschein gehuscht kommen. Dann lag sie auf dem Ruhebett in ihrem mit allem Geschmac, wahrhaft künstlerisch ausgestatteten Zimmer und kniff die Augen zu — von der Straße herauf, von der Promenade unter den Kastanienbäumen, stieg ein Ruf auf, hell, durchdringend, janzhend wie segelnder Schwalben Schrei. Sie hielt sich die Ohren zu vor diesem Schrei, der weiter drang als jeder andere Ton, der sich Pfeilschnell hinauf in den Aether schwang und hoch und seltsam sich wiegte. Sie konnte so etwas nicht hören. Das wurde krankhaft.

„Ach, wenn sie nun beide alt wären, schwer aufnahmefähig, zu müde, um sich die Anregung außen zu holen, wer würde ihnen die dann ins Haus bringen?! Wer würde ihnen etwas zutragen von all dem da draußen? Ihnen mit seiner Frische, mit der Freudigkeit, die die Zwanzig umhüllt wie ein köstliches Gewand, die wie Wärme und Sonne von faltenlosen Stirnen strahlt, einen Hauch der Jugend wiedergeben, die ihnen nach den Gesetzen der Zeit schon entschwinden war?! Wer würde sich begeistern an dem, was sie einst begeistert hatte und das sie nun wiederum genossen, als wäre es auch ihnen neu?! Wer würde mit seinem Lachen Haus und Garten füllen, mit jenem sorglosen Lachen, das so ansteckend wirkt?! Wer würde sie mit warmen Lippen küssen und sie froh machen mit seiner Zärtlichkeit?! Wer würde sie auf seinen Schwingen mittragen, so daß sie nicht fühlten, daß sie müde waren?!

„Ach, den Kinderlosen blüht keine zweite Jugend! Niemand würde das Erbe antreten, das sie hinterließen an Schönheitsfreude, an Schönheitsinn, an Begeisterung für

Kunst und Künstler; niemand würde ein pietätvoller Güter sein all jener hundert Sachen und Säckelchen, die sie mit Geschmac und Sammlerfreude in den Räumen ihrer Wohnung zusammengetragen hatten. Ach, und niemand würde, wenn jene letzte schwere Stunde kommt, vor der alle bangen, mit liebenden Händen die erkaltende Hand festhalten wollen: „Vater, Mutter, geht nicht! Noch nicht!“ — O Gott, o Gott, solch liebende Hände würden ihnen nicht die Augen zudrücken — — —!

Wenn jetzt Schlieben aus dem Kontor nach Hause kam — er war Mitinhaber einer großen Handelsfirma, die sein Großvater einst begründet und sein Vater zu hohem Ansehen gebracht hatte — fand er das lebenswürdige Gesicht seiner Frau oft rotfleischig, den ganzen zarten Teint durch anhaltendes Weinen zerstört. Und der Mund zwang sich nur zum Lächeln, und in den schönen braunen Augen lauerte es wie Trübsinn.

Der Hausarzt suchte die Achseln: die gute Frau war eben nervös, sie hatte zu viel Zeit zum Grübeln, war zu sehr sich selbst überlassen!

Um dies zu ändern, schied der besorgte Ehemann für unbegrenzte Zeit aus dem Geschäft aus: seine Soziet machten das ja auch ebensogut ohne ihn, der Arzt hatte recht, er mußte sich mehr seiner Frau widmen; sie waren ja beide so allein, so ganz und gar aufeinander angewiesen!

Man beschloß, auf Reisen zu gehen; es war ja durchaus kein Zwang da, zu Hause zu bleiben. Die schöne Wohnung gab man auf; die Möbel, die ganze kostbare Einrichtung kam zum Spediteur. Wenn es einem gefiel, konnte man nun Jahre fortbleiben, Eindrücke sammeln, sich zerstreuen; Käte würde in schönen Gegenden landschaftern, und er, Schlieben, nun, wenn ihm die gewohnte Arbeit fehlte, konnte er ja leicht in schriftstellerischer Tätigkeit Ersatz finden!

Sie reisten nach Italien und Korsika, noch weiter, nach Ägypten und Griechenland; sie sahen das schottische Hochland, Schweden und Norwegen, unendlich viel Herrliches.

Dankbar drückte Käte ihrem Paul die Hand; sie schwelgte. Ihr empfängliches Gemüt begeisterte sich, und ihr nicht ganz unbedeutendes Maltalent fühlte sich auf einmal mächtig angeregt. Ach, all das malen können, auf der Leinwand festhalten, was an Farbenglut und Stimmungszauber sich dem entzückten Auge enthüllte!

Am Morgen schon zog die Eifrige mit ihren Malsachen aus, ob's nun auf dem Felsen von Capri, am blauen Bosporus oder im gelben Sand der Wüste, ob's angesichts der schroffen Finken der Fjorde oder in den Rosengärten der Riviera war. Ihr zartes Gesicht verbrannte; selbst auf ihre Hände, die sie sonst sorgfältig gepflegt hatte, achtete sie nicht mehr. Das Fieber der Betätigung hatte sie erfaßt. Gott sei Dank, jetzt konnte sie etwas schaffen! Das klägliche Gefühl eines nutzlosen Lebens war nicht mehr da, nicht mehr das peinigende Bewußtsein: dein Leben hört auf mit dem Augenblick, in dem deine Augen sich schließen, da ist nichts von dir, was dich überdauert! Jetzt hinterließ sie doch wenigstens etwas Selbstgeborenes — wenn's auch nur ein Bild war. Die Werke mehrten sich; eine ganze Menge von Rollen bemalter Leinwand schleppte man schon mit sich herum. Es hatte Schlieben anfänglich große Freude gemacht, seine Käte so eifrig zu sehen. Galant trug er ihr Feldstuhl und Staffelei nach und verlor nicht die Geduld, Stunden und Stunden bei ihrer Arbeit zugegen zu sein. Er lag im spärlichen Schatten einer Palme und folgte, über sein Buch wegblickend, den Bewegungen ihres Pinsels. Welch ein Glück, daß sie so viel Befriedigung in ihrer Kunst fand! Wenn es auch für ihn ein wenig ermüdend war, so untätig umherzuliegen — nein, er durfte doch kein Wort sagen, hatte er ihr doch nichts, gar nichts als Ersatz zu bieten!

Und er seufzte. Das war derselbe Seufzer, der ihm entfahren war, wenn auf den sandigen Straßen der Mark die unzähligen Flachsköpfe spielten, derselbe Seufzer, den ihm die Sonntage entlockten, an denen er das ganze städtische Proletariat — Mann und Weib und Kinder, Kinder, Kinder — hatte nach dem Tiergarten wallen sehen. Ja, schon recht — ein wenig nervös fuhr er sich über die Stirn — jener Schriftsteller hatte schon recht — welcher war es doch gleich? — der da einmal irgendwo sagte: „Warum heiratet

Der Mann? Nur um Kinder zu haben, Erben seines Leibes, seines Blutes. Kinder, denen er weitergeben kann, was in ihm ist an Wünschen, Hoffnungen und auch an Errungenschaften; Kinder, die von ihm abstammen wie die Schößlinge von einem Baum, Kinder, die dem Menschen ein Fortleben in Ewigkeit ermöglichen.“ So allein war das Leben nach dem Tode aufzufassen — das ewige Leben! Die Auferstehung des Fleisches, die die Kirche verheißt, war zu verstehen als das Sicherneuen der eigenen Persönlichkeit in folgenden Geschlechtern. Ach, es war doch etwas Großes, etwas unbeschreiblich Beruhigendes in solchem Fortleben!

„Grüßest Du?“ fragte Frau Käte. Sie hatte für einen Augenblick von ihrer Staffelei aufgesehen.

„Was — wie — sagtest Du was, mein Herz?“ Erschrocken fuhr er auf, wie ein auf verbotenen Wege Schweifender.

Sie lachte über seine Zerstreutheit: die wurde ja immer schlimmer! Woran dachte er nur? Geschäfte — sicher nicht! Aber vielleicht wollte er eine Novelle schreiben, einen Roman? Warum sollte er's nicht einmal damit versuchen?! Das war doch noch etwas anderes, als kleine Reiseplaudereien! Und es würde ihm schon glücken; Leute, die nicht halb die Bildung hatten, nicht halb das Wissen, nicht halb das ästhetische Feingefühl wie er, schrieben doch ganz lesbare Bücher!

Sie redete heiter auf ihn ein, aber er schüttelte mit einer gewissen Resignation den Kopf: ach was, Romane, schriftstellern überhaupt! Und er dachte: da sagt man immer, ein Werk ist wie ein Kind — aber, wohlverstanden, nur ein echtes, großes Werk — das, was er und seine Frau schufen, waren das Werke in diesem Sinne, Werke, die Ewigkeitsbestand in sich trugen?! Er fand plötzlich an ihrem Bild, das er gestern noch galant bewundert hatte, heute streng zu tadeln.

Sie war ganz erschrocken darüber: warum war er nur heute so gereizt? Wurde er am Ende gar nervös? Ja, es war augenscheinlich, die laue Luft des Südens taugte ihm nicht, er sah abgespannt aus, so müde in den Nerven. Da half nichts, ihr Mann war ihr denn doch lieber als ihr Bild, sofort würde sie abbrechen!

Und so geschah es denn auch, sie reisten ab, reisten von einem Ort zum anderen, von einem Hotel zum anderen, an den Seen entlang, über die Grenze, bis sie auf einer Schweizer Alpenhöhe längere Rast machten.

Statt unter einer Palme lag er hier nun wieder im Schatten einer Tanne — seine Frau malte — und er folgte über das aufgeschlagene Buch weg mit den Blicken den Bewegungen ihres Pinsels.

Sie malte emsig, hatte sie doch ein reizendes Motiv entdeckt: diese grüne Alpenmatte mit einem Blumenflor, bunter denn bunt, mit den sonnebeglänzten Rücken der braunen Röhre, war anmutvoll wie der Paradiesesgarten am ersten Schöpfungstag! Im Eifer des Sehens hatte sie den breitrandigen Schutzhut nach hinten geschoben, die warme Sommer Sonne fengte ungehindert goldene Lippschen auf ihre zarten Wangen und den schmalen Sattel der feinen Nase. Den Pinsel, den sie ins Grün ihrer Palette getaucht hatte, hielt sie prüfend gegen das Grün der Matte und blinzelte mit halb geschlossenen Augen, ob die Farbe auch stimmte.

Da schreckte ein Laut sie auf — halb war's ein Murren des Unwillens über die Störung, halb ein Brummen des Beifalls — ihr Mann hatte sich aufgerichtet und blickte auf ein paar Kinder, die sich ihnen lautlos genähert hatten. Sie boten Alpenrosen zum Kauf an, das Mädchen hatte ein Körbchen davon voll, der Junge trug seinen Strauß in der Hand.

Waren das wunderhübsche Geschöpfe, das Mädchen so blauäugig sanft, der Junge ein Erzschelm! Der Frau schwoll das Herz; sie kaufte den Kindern all ihre Alpenrosen ab, gab ihnen sogar mehr dafür, als sie forderten.

Das war den kleinen Schweizern so recht ein Glück — noch mehr bekommen, als man fordert?! Vor Freude erröteten sie, und als die fremde Dame sie liebevoll ausfragte, fingen sie freimütig an zu plaudern.

Die Kinder mußte sie malen, sie waren zu entzückend, sie waren ja tausendmal schöner als die schönste Landschaft! Schließen sah es mit einer seltsamen Anruhe, daß seine Frau die Kinder malte; erst das größere Mädchen, dann den kleinen Buben. Mit welcher Hartnäckigkeit hing ihr Blick an dem runden Knabengesicht! In ihren Augen war Glanz, sie schien nie müde zu werden, machte nur Pause, wenn die Kinder nicht mehr Geduld hatten. All ihr Denken drehte sich

um diese Malerei: Würden die Kinder heute auch kommen? War die Beleuchtung gut? Um Gottes willen, es würde doch kein Unwetter werden, das die Kinder abhielt?! Nichts anderes hatte Interesse für sie. Das war eine große Hingabe. Und doch wurden es schlechte Bilder; die Züge ähnlich, aber keine Spur der Kindesseele darin. Er sah es klar: die Kinderlose kann nicht Kinder malen!

Arme Frau! Mit einem Gefühl tiefen Mitleids sah er ihren Bemühungen zu. Wurde ihr Gesicht nicht mütterlich weich, lieblich rund, wenn sie sich zu den Kindern neigte? Der Typus der Madonna — und doch waren dieser Frau Kinder versagt — — —!

Nein, er konnte dies nicht länger mehr mit ansehen, es machte ihn krank! Unwirsch hieß Schließen die Kinder nach Hause gehen. Die Bilder waren fertig, wozu noch länger daran heruminseln, das machte sie nicht besser, im Gegenteil! —

Am diesem Abend weinte Käte so, wie sie zu Hause geweint hatte. Und sie zürnte ihrem Manne: warum ließ er ihr nicht diese Freunde?! Warum hieß es so plötzlich abreisen?! Sie kannte ihn gar nicht wieder — waren die Kinder nicht lieb, entzückend, störten sie ihn denn?!

„Ja,“ sagte er nur. Es war ein harter, trodener Klang in seiner Stimme — ein so mühsames „Ja“ —, sie hob das Gesicht aus dem Taschentuch, in das sie hineingeweint hatte, und sah zu ihm hin. Er stand am Fenster des teppichbelegten Hotelzimmers, die Hände auf die Fensterbrüstung gestützt und die Stirn gegen die Scheibe gepreßt. So sah er stumm hinaus in die große Landschaft, in der Berggipfel voll abendsonnenfrohen Firns von ewiger Unvergänglichkeit redeten. Wie kniff er die Lippen, wie nervös zuckte sein Schnurrbart!

Sie schlich zu ihm hin und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Was fehlt Dir?“ fragte sie leise. „Entbehrst Du die Arbeit — ja, die Arbeit, nicht wahr? Ich fürchte es schon. Es wird Dir langweilig, Du mußt wieder in Tätigkeit. Ich versprech Dir's, ich will verständig sein — nie mehr klagen — nur bleibe jetzt noch ein bißchen hier, nur noch drei Wochen — zwei Wochen!“

Er blieb stumm.

(Fortsetzung folgt.)

Hoher Mai.

Maienzeit! Natur feiert ihr hohes Fest. Dazu läßt sie alle ihre Geschöpfe ein. Keines, dem sie nicht ein Fäßlein davon gäbe. Der kleinste Fink in der Dornhecke, der Sperling unterm Dache fühlt das. Das fühlt der Apfelbaum, der sich mit Blüten schmückt, und fühlt die Eiche, die die ersten Blättchen treibt. Die Blume im gepflegten Beet fühlt das und der vergessene Strauch in der Mauerecke. Das fühlt das Tal und fühlt der schäumende Fluß, das fühlt die sprudelnde Quelle und der plaudernde Bach und fühlt die ferne Firne, um die des Winters rauher Eisbart weht. Natur hat ihre hohe Zeit. Baum und Strauch und Gras und Blume, und Tal und Berg und Grund und Höh — sie sind zur Hochzeit geladen. Hoher Mai!

Einer fehlt. Der Mensch, der ist, was sie alle sind, ein Geschöpf der großen Mutter und darum gleich Teil hat an ihren Gütern — und der Mensch, der ist, wie sie alle sind, bedürftig ihrer Nahrung und Sättigung, ihm Treibens und Wachsens, ihres Glühens und Wühens und ihrer Kraft — er ist nicht geladen zu ihrer Tafel. Allen ist als Recht gegeben, zu sein und zu werden, was in ihren Möglichkeiten liegt, nur ihm nicht, der diese Möglichkeiten noch gesteigert hat durch seinen bewußten Geist, durch sein gefühltes und erkanntes Recht, durch seine Freiheit und seine Arbeit, durch seine Schönheit und seine Ziele. Nun der Mai gekommen, will der Mensch sein, was jedes Geschöpf ist in dem Rechte und der Kraft seines Wesens, in der Möglichkeit seiner Entwicklung und seiner Ausbildung. Und er will sein, was er noch nicht ist: Mensch.

Bei der Hochzeitsfeier der Natur hat er sich zu ihr gefunden, sieht er als Paria, als Ausgestoßener, als Tischandala am Tische, und ihm sind die Speisen vorenthalten, ihm sind die Freuden der anderen nicht gewährt, ihm ist das Glück verklümmert, ihm ist das Recht beschritten, ihm ist die Freiheit beengt und gefesselt. Aber er will teilhaben an der Hochzeitsfeier, er will seine hohe Zeit haben. Er will die Erfüllung haben des hohen Mai.

Was Natur dem Menschen gegeben, haben Menschen ihm genommen. Die Zivilisation, die als seine Freundin gekommen, sie ist der Mehrzahl der Menschen eine Feindin geworden. Denn Fron und Anechtung, Vorrecht und Herrschaft des Reichtums, Armut und Niedrigkeit, das sind die Mächte, die der großen Spenderin Natur

ins Füllhorn gefaßt haben, da die Zivilisation einsetzte. Die einen nahmen alles für sich und behielten es für sich — Besitz und Bildung vereinten sich rasch zu gar erbaulichem Bunde — die anderen mußten mit leeren Händen dastehen. Und so stehen sie heute noch. Die vollen Hände wurden immer voller, und wenn die Rechte einmal gab, mußte die Linke rasch wieder das Doppelte nehmen. Was leer war, blieb leer. Ein paar gewalttätige Ereignisse überfluteten die Zeiten und suchten die Ketten zu brechen und in die befestigten Mauern, hinter denen die Schätze gehütet waren, Dreschen zu schlagen. Ein paar Verkünder und Führer, ein paar, die vor der Wüste und der Marter nicht Furcht hatten, waren gekommen, und hatten den hohen Mai der Beglückung des Menschenrechts und der Menschentwürde, die Feier der Menschenverbrüderung gepredigt und gefordert. Aber die mit leeren Händen standen, sie mußten mit leeren Händen stehen bleiben.

Aber alle Jahre kehrt der Mai wieder und singt sein Hochzeitslied über die Lande und singt sein Hochzeitslied den Menschen. Allen denen, die ringen und emporstreben, damit ihnen Wünsche wach werden und nach Erfüllung drängen, damit ihnen Forderungen laut werden und ihr Recht verlangen, damit das Glück begehrend und begehrt wird in ihnen und die Sehnsucht zwingend. Feier des Maien. Was unten ist und niedrig, er will es erhöhen. Die der Segnungen entbehren und der Genüsse des erhöhten Lebens, denen will er seine Verheißungen geben, die nicht die Schönheit gewonnen und ihre reineren Freuden genossen und reicheren Feiern und stilleren Genüsse, die will er zu sich laden. Der Niedrige soll nicht niedrig bleiben, er soll sich ein Recht verdienen am Hohen, es soll ihm das Recht werden als sein Eigentum, er soll seinen Anteil haben an dem, was das Leben erhöht und erhebt und die Erde schmückt.

Er soll die Möglichkeiten aufgetan finden, sich selbst zu gewinnen und sich selbst zu besitzen und seinen Selbstbesitz zu vermehren. Die Würde, die ihm zugestanden als natürliches Recht im Verein der Menschen, er soll sie in sich selbst eringen, fördern und krönen, um sein Recht reiner nur erfüllen und höher nur fordern zu können. Er soll sich selbst bereichern, in sich selbst, um des Reichthums schöner genießen zu können, der in dem Besten besteht, was der Mensch in sich auszulösen vermag, in dem Schönsten, das uns Besitz werden kann. Er soll Freiheit in sich ausbilden und in sich tragen, um die Freiheit höher zu ehren und höher verwirklichen zu können, um ihr ein Führer und Förderer zu sein, ein Beschützer und ein Erfüller. Er soll Schönheit pflegen in sich und fordern von sich, um Herr der Schönheit, ihr Walter und Diener zu sein. Er soll zum Ganzen in sich streben und eine Ganzheit aus sich selbst schaffen, aus seinem Stärksten und Besten und Feinsten und Fruchtbarsten, um eine Ganzheit zu schaffen von einer neuen und schöneren Kraft und einer neuen geheiligten Ordnung und Gerechtigkeit. Denn das ist der Sinn der Feier des Mai, daß des Menschen Würde kein Vorrecht mehr sein darf von Klassen und Gruppen, von Mächtigen und Besitzenden. Des Menschen Würde ist in jedes Menschen Hand gegeben! Das ist sein hohes Fest- und Feierlied, das an der Hochzeitstafel des Mai ertönt. —

(Nachdruck verboten.)

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

1.

Der obere Ofen stand ganz in schwarzem Braunkohlenqualm. Kam ab und zu ein Mund voll Wind, dann schoß eine Stachelflamme aus dem Schürloch, man sah den Brenner mit einer Eisenstange in den glühenden Rachen stoßen, aus allen Zugluden quirlte der Rauch eilig in die Höhe.

Die langen, roten Dächer der Trodenschuppen schienen sich emporzuschieben. Für einen Augenblick. Die Septemberluft war regenschwer. Sofort fiel wieder der Qualm wie ein großes, dunkles Tuch, alles verhüllend.

Aus dem brodelnden, ziehenden Dunkel drangen Geräusche, Laute, alle sonderbar gedämpft. Ein Pferd wurde angetrieben. Ein faltmäßiges Schlagen wie mit Holzschlägeln. Ein Rad quietschte. Auf den nassen Boden plätschte ein Brett, daß man das Spritzen hörte. Und plötzlich eine heisere Stimme:

„Himmel-Herrgott! . . . Das reine Spitzbubentwetter!“

In der Tür des Brennerhauses erschien ein hochgewachsener, hagerer Mann, äugte und lauschte nach den Arbeitsplätzen der Ziegler hinüber. Schultern und Kopf hingen ihm eigentümlich nach vorn, als müßte er gegen etwas sich stemmen. Er schob einen grauen Haarbüschel vor das rechte Ohr und wieder zurück, war mit einem ausgreifenden Schritt über die Pfütze, die sich in dem ausgetretenen Boden vor der Schwelle gebildet hatte, und trat zu dem Brenner.

Der riß ihn am Ärmel zur Seite.

„Der Wind kommt auf . . .“

In nächsten Augenblick schnellte eine arm lange Feilerzunge aus dem Ofen.

„Na also!“
Der Brenner griff zur Eisenstange. Bald zog der Rauch in breiten Fahnen nach Osten.

Der Schwarzbärtige sah fragend zum Herrn auf.
„Vorgeamert hat sie mir wieder, die Deine . . . Das Dach und immer das Dach! Ein paar Ziegel fehlen ja . . .“

„Die Bodenbreiter fangen schon an zu faulen.“
„Ach, was! . . . Dazu ist jetzt keine Zeit . . . Ich brauche Ziegel! . . . Ziegel brauch ich! . . . Wie viel Brände können wir noch machen?“

Der andere zuckte die Achseln.
„Wenn die Schläger aushalten . . .“
Ein trockenes Lachen unterbrach ihn:

„Die müssen!“
„Müssen? . . . Heutzutage? . . . Nein, Bauer, die Zeiten sind vorbei . . .“

Das Blut war ihm mächtig ins Gesicht gestiegen, als er so sprach. Er tat einen Blick in den Ofen und fuhr fort:

„Bauer, zum Ersten geh' ich . . . Daß Ihr's wißt . . .“
„Daß Dein Geld net immer richtig kriegt?“

„Bohl, wohl! . . .“
„So einen schönen Verdienst!“
„Was man übrig hat, geht im Winter drauf.“

„Wenn man auf der faulen Haut liegt . . .“
„Soll ich auf Eurem Hof helfen? . . . Das hätt' ich daheim auch haben können . . . Jetzt kränkeln die Kinder und die Frau. Halt' ich noch einen Winter aus, reißt mich das Reizen trumm.“

„Alsdann, das Dach wird gemacht! Gleich die nächste Woche . . .“
„Bauer, mir gefällt es hier nimmer. Hat mir nie gefallen . . .“

Die Bauern schauten jeden für einen Flämänder an, der nicht mit ihnen aufgewachsen ist . . .

„Das kann ich net anders machen . . . Fremde Ziegler-Teuf!“

Er nickte einigemal und überlegte.
„Ja . . . Wir reden noch drüber . . .“

Dann wandte er sich den Ziegelschlagern zu. Der Qualm war weggeblasen, das Getriebe der beiden Ziegelschuppen lag vor seinen Blicken.

In den Trodenschuppen war schier kein Brett mehr frei. Bis zu den Dachsparren hinauf standen die Ziegel, auf der schmalen Kante, im schiefen Winkel zu einander und in Abständen, daß die Luft streichen konnte wie durch Zugkanäle.

Er fingerte an einigen Ziegeln. Die Ecken waren scharf ausgeprägt, die Seiten glatt.

Nur noch einige Tage lares, sonniges Wetter, und die Franzensbader Bauherren mußten zahlen, daß sie schwarz wurden! Mit dem Preis hatte er schon in der vergangenen Woche aufgeschlagen, als die meisten Konkurrenten wegen des Wetters Schluß gemacht für dieses Jahr. Glücke es ihm, dann . . .

Er wandte sich, blickte mit brennenden Augen nach dem einen der beiden baumumbuschten Höfe hinüber und murmelte, während er die Finger zur Faust zusammenpreßte, daß es knackte:

„Dann . . . hab ich Döhl . . .“
Weiter schritt er. Zur rechten die Lehmgrube. Das bißchen Wasser tat noch lange nichts! Drunten hieben sie mit Spitzhauen die Klumpen herunter. Bretter liefen die Kreuz und die Quer. Auf ihnen schoben sie die gefüllten, einrädrigen Karren zur Höhe. Ehe er das Tragband überwarf, spuckte jeder in die Hände. Die Räder quitschten und knarrten in den Raben, verließen sie droben das letzte Brett, schnellte es hinten empor und schlug klatschend auf den nassen Boden.

Der Bauer wischte sich einen Spritzer von der Koppe und trat zu den Lehmtrern. Bis über die Knie patzten sie in der zähen Masse auf und ab, auf und ab, und wenn einer den Fuß ganz herauszog, gab es jedesmal einen Knall, wie wenn man eine stark verkorkte Flasche öffnet. Sie waren über und über beschmieret. Selbst die Gesichter.

Als der eine den Bauer erblickte, sprang er über das Brett, das auf dieser Seite die Einfassung bildete, und schrie mit heiserer Stimme, während er die nackten Füße aneinander rieb:

„Aus ist's! . . . Ganz blau gefriet man! . . . Herr Sölch, am Sonnabend ist Feierabend! . . .“

„Jeden Tag ist Feierabend, Duff! jeden Tag . . . Am Sonnabend ist der große, da gibt's Geld. Und da freuen sich die Weiber, wenn's recht viel ist . . .“

„Aber, man wird ja hin! . . . Bei dem Wetter! . . .“
„Wetter? . . . Jetzt hätt' ich bald was g'sagt! . . . So ein Wetter hat noch keinen Mann umgebracht . . . 's wird wieder anders . . . Schaut's nur nach Bayern 'über . . . Alle Berg sieht man . . . Willst ein Zigarren? . . . Dal . . .“

Der Arbeiter griff zu, brummte noch etwas und sprang wieder in den Kasten.

Bei denen, die Mauersteine schlugen, hielt sich Sölch nicht auf. Das Klopfen der Formen auf den arbeitstischen Klang wie Drißel-schlag auf einer Holztenne. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Sie arbeiteten im Akkord, nickten nur, als er vorbeiging.

Gegen die Straße zu hantierten die Dachziegelstreicher, drei Brüder Eigler mit ihrer Schwester. Mit ihnen hatte der Bauer angefangen, als er vor zehn Jahren die still liegende Ziegelschuppe des Nachbarn gepachtet. Nach drei Jahren gehörte ihm der ganze Grund

und Boden, soweit Lehm unter der Ackerkrume lag. Halb rauchte der zweite Ofen. Die Sigler brachten ihre Schwester mit und machten nur noch Dachziegel, weil sie damit am meisten verdienten. Die Eva war so groß wie ihre hochgewachsenen Brüder. Bald bekam sie es fertig, den nötigen Lehm herbeizuschaffen und die fertigen Ziegel abzutragen, ohne daß je eine Pause entstand. Gingen die Geschwister um die Ecke des Schuppens, so konnten sie ihr neugebautes, blühend-weißes Haus erblicken, das über'm Bach, an der anderen Lehne lag. Hinter dem Weibstuhl saß ihre alte Mutter und „Matschte“ bunte, leichte Baumwollstoffe für den Brambacher Verleger zusammen.

Der Bauer kam heran und kippte grüßend mit dem Zeigefinger an die Lodenmütze. Die Brüder dankten, ließen sich aber nicht stören. Die Arbeit ging von Hand zur Hand.

„Na, das geht ja! ... Da wird noch was fertig! ... Du, Josef!“

Der Älteste legte die Form hin und trat aus der Reihe; die anderen rüdten nach, weiter ging die Arbeit.

„Der Brenner will zum Ersten abtragen ... Was meinst du dazu?“

„Soll er doch gehen, der eingebilbete Tropf!“
„Söld' pfiff leise vor sich hin.“

„Hat's Streit gegeben?“
„Ach, er meint, er wär' der erste hier, weil er Brenner ist.“

Was der kann, haben andere Leut' schon wieder vergessen ... Na, der Andres da hat ihm neulich die Wahrheit ordentlich gezeigt.“

„So sol' und mit dem Stengel sauft er 'rum, hab' ich g' hört ...“

„Vor drei Wochen haben sie ihn in Mühlendorf aus'm Tagelöhnerwirthshaus 'nausg'worfen. Er hat eine Zunge wie ein Schwert. Sind alle so, da drunten, wo die Rüss' wachsen. Ich war einmal dort, aber keine vier Pferde bringen mich wieder hin ...“

„Wart' einmal! ... Traust Du Dich, einen Brand zu machen?“

Das bartlose Gesicht des Arbeiters verzog sich, die Hände wollten nach den Hosentaschen, fielen aber auf halbem Wege herab. Sie waren voll Lehm, und das hätte den Taschen geschadet.

„Die Kunst ist net so groß. Gleichmäßiges Feuer, und aufpassen, wann's genug ist; sonst geht der ganze Brand zum Teufel. Siehst, und wir kriegen schon noch anderes Wetter. Haben ja noch keinen ordentlichen Weibertsommer gehabt! Vor vier Jahren war's g'rad so. Und damals haben die „Kurstädler“ bis in den toten Herbst hinein gebaut. Müßen ja! Im Sommer ist die Saison, bleibt ihnen nur das zeitige Frühjahr und der Herbst ... Na, willst'?“

„Söld', ich probier'! ... Wie ist's denn mit der Zahlung?“

„Was d' jetzt verdienst und eine Zulag.“
„Einverstandent!“

Der Ziegelfreier wollte sich wieder an die Arbeit machen. Noch einmal hielt ihn der Bauer zurück.

„Wenn morgen der Brenner den anderen Ofen einbaut, bist Du dort und schau'st zu. Und so jeden Tag, bis der Brand fertig ist. Besonders wenn er das Feuer abstellt, mußt' d' aufpassen. Das ist die Hauptsach', ich hab's Dir schon gesagt. ... Mit dem Brenner werd' ich selber reden, daß er Dir nichts in den Weg legt. Vorsehen kannst' Dich aber immer.“

Der Bauer schob das Haarbüschel vor das Ohr und wieder zurück, um seinen Mund stand ein Lachen. Jetzt konnte der Schwarzbart gehen, wann er wollte. Und wurden zu Anfang auch ein paar tausend Ziegel schwarz, die Franzensbader mußten auch die nehmen! Nur das Wetter halt. ...

„Zu was denn!“
(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Theater.

Residenz-Theater. „Diebeskunst“. Komödie in drei Akten von Léon Kanrof und Michel Carré. — Junge Königinnen, die von den erhabenen, Szepter tragenden Gatten nicht betrogen werden wollen, tun gut, bei Pariser Kosotten Lektionen in dem Fache weiblicher Koletterie zu nehmen — das wäre, auf einen allgemeinen Satz gebracht, etwa die Lebensweisheit, die der Zuschauer als geistiger Gewinn aus dem kooperativ erzeugten Werke der Herren Kanrof und Carré mit sich nach Hause nehmen könnte. Der in Pariser Schwantzen herkömmliche Halbweltaktus ist den Autoren so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die hierin liegende, nicht gerade kleine Despektierlichkeit überhaupt kaum zu empfinden scheinen. Statt einer bitter-witzigen höhrenden Satire, die, man braucht nur an Hartlebens' Erziehung zur Ehe“ zu denken, sehr wohl auch einen Einschub ausgelassenen Schwankhumors vertragen hätte, gibt es in ihrer Komödie nur eine Folge salzloser Schläpfrigkeiten, deren Schönheit dann stellenweise noch durch einen leichten Zuderausguß von Sentimentalität erhöht wird. Die Verfasser finden ihren König und ihre Königin ganz allerliebste und gratulieren ohne Spur

von Malice in aufrichtiger Devotion zu den vortrefflichen Erziehungsergebnissen.

Jürst Sergius reist einen Monat nach der Vermählung mit seiner Frau nach Paris, in der heimlichen Absicht, zur Ergänzung des zweifelhaften Eheglücks dort ein Dämchen für das Ehrenamt einer Hofmaitresse zu engagieren. Die Zurückhaltung seiner Gemahlin, die für ihn schwärmt und in die er selbst verliebt ist, deutet er sich, den Maßstab seiner früheren Junggesellenerfahrungen anlegend, als Kälte und Abneigung. Doch wahre Liebe überwindet alles. Wüßbegierig läßt sich die Königin von einer Schwindlerin in den Salon des Fräulein Fleurange, einer erstklassigen Kolotte führen und erhält daselbst durch eine Verführungsgizene, die die gefällige Virtin aufführt, instruktiven Anschauungsunterricht in der Kunst, zu „gefallen“. Raum daß sich die Gesellschaft entfernt hat, erscheint der König bei Fleurange, und das Publikum hat noch einmal Gelegenheit, die Künste dieser Dame in Aktion zu sehen. Sergius reagiert mit großer Lebendigkeit, bis ihm, als Fleurange verächtlich von der Naivität und Schüchternheit der klösterlich erzogenen Königinnen spricht, im Vorgefühl des letzten Alles, eine plötzliche Erleuchtung aufsteht. Seinem eigenen königlichen Hirn war es bis dahin partout nicht eingefallen, daß es mit Miallas anscheinender Ehen vor ihm diese Bewandnis haben könne. Im schlupfakte Familienglück! Beim nächstlichen Souper mit ihrem Eheherrn entwickelt die Königin, in der Praktizierung des eben erst Gelesenen, bereits ein ganz virtuosos Raffinement, und das Entzücken von Sergius wird, als er den Zusammenhang erfährt, nur noch gesteigert. Welch ein Beweis von Liebe, diese segensreiche Exkursion!

Der Schwan, der flott gespielt wurde — namentlich Maria Derval war gut in der weiblichen Hauptfigur — fand den üblichen lauten Applaus.

Freie Volksbühne: Jbsens „Frau vom Meere“. Es ist eine schöne und tröstliche Anschauung, daß der Wille die Tat gelte. Aber das reale Leben fragt so selten nach diesem Idealismus. Es ist weit größer. Es verlangt, daß dem Willen das Vollbringen entspreche. In dem Unternehmen der „Freien Volksbühne“, Jbsens psychologisch bis zum Pathologischen und einer ans Komische leicht streifenden Groteskheit differenzierte „Frau vom Meere“ zur Darstellung zu bringen, muß entschieden der Mut und die gute Absicht belobt werden. Es liegt so nahe den geistigen Zielen des rührigen Vereins, daß seine Mitglieder auch diese feinere und gefährlichere Kost vorgekehrt erhalten und in ihrem Genuße selbst, und nicht nur vom Hörensagen, teilnehmen an der erhöhten und komplizierteren Geistigkeit solcher moderner Dichtungen. Die Fortschrittlichkeit und die erzieherische Aufgabe des Vereins erfordern es direkt, daß ein solches Wagnis unternommen wird. Denn es ist ein Wagnis auf jeden Fall. Verfügte die „Freie Volksbühne“ etwa über ein hervorragendes ständiges Ensemble, so dürfte man, ohne das Publikum damit zu kränken, mit Zug und Recht für dieses Publikum bangen. Es ist hier so leicht ein Verfallen des Publikums möglich, und auch erklärlich. Aber bei dem gemischten Ensemble, das die Leitung des Vereins nur aufbringen und zur Verwendung bringen kann, wächst natürlich die Gefahr für die Aufführung selbst. Und man kann ein Zurückbleiben hinter dem zu Erfüllenden nur zu gut begreifen. Dieses Zurückbleiben ist eingetreten. Ich muß es mit Bedauern gestehen. Es war nicht Jbsens „Frau vom Meere“, die wir sahen. Es fehlte ihr alles, was sie zu der Frau vom Meere macht, es fehlte ihr der Meereshalt und dieser spezifisch moderne Frauen- — oder wenn man will: Menschengehalt — in dem die Tragödie des freien Entschlusses, der Verzicht im Besitz der Freiheit und im Bewußtsein der eigenen Verantwortung begründet ist. Es fehlte der typische Sinn eines eigengeprägten Charakters. Es fehlte Wangel, der schwache Mann, aber geistig beherrschende und heilende Arzt. Es fehlte die Stimmung des Hauses Wangel. Es fehlte das Meer. Es fehlten die suchenden und hangenden Untertöne, die, wie in Hilde besonders, Gegensätze auslösen. Es fehlte diese Suggestion des Unklaren, des Schmerzvollen, des Unausgesprochenen und Sehrenden. Es fehlte die Innerlichkeit. Es fehlte die Bedeutsamkeit. Es fehlte die Ironie, oder vielmehr: sie verfehlte. Der Jbsenstil im allgemeinen fehlte, und es fehlte der Stil der „Frau vom Meere“ im besonderen. Der Lustspielton herrschte. Sie wurden alle Lustspielgestalten, die Gestalten des Dramas, selbst Ellida bekam etwas davon und Volette bekam etwas davon. Auch die Ausstattung war lustspielhaft. Die Regie war verfehlt. Aber ich weiß nicht, ob sie nicht verfehlt sein mußte. Ich weiß nicht, ob ich ihre Mittel falsche oder unzulängliche nennen soll. Denn es wurde mit einem unbefennbaren Aufwand von Wollen gespielt. Aber es spielte jeder so, wie er es konnte, und es spielte niemand so, wie er es gemußt hätte. Es war alles so fleißig und redlich, aber es war eben nicht Jbsens, und es war nicht die Frau vom Meere. — hz.

Humoristisches.

— Aus dem Bureauleben. „Wodurch hat sich denn der Buchhalter bei unserm Chef so unentbehrlich gemacht?“
„Sehr einfach! Er hat in seinen Büchern eine solche Schlauperei, daß sich, außer ihm, kein Mensch mehr drin auskennt!“ —
— Entweder — oder. „Sakra, is dös a' sauber's Dirndl! ... Simmerl, Simmerl, i' glaub' allaweil, heut' kriegst' b' noch a' Bussel ober — a' Batz'n!“ — („Fliegende Blätter.“)